

Der Sweet Black Angel ist zurück

Angela Davis besucht derzeit Frankfurt, die Stadt, in der sie einst studiert hat. Die Bürgerrechtlerin ist sich treu geblieben, auch in ihren Widersprüchen.

Von Sascha Zoske

Da hat die Marketingabteilung der Universität aber einen schlechten Job gemacht. Man stelle sich vor: Angela Davis, die berühmte schwarze Bürgerrechtlerin, besucht zum ersten Mal seit 44 Jahren wieder Frankfurt, wo sie einst Horkheimer und Adorno lauschte, gegen den Vietnamkrieg demonstrierte und sich den studentischen Revolutionären vom SDS anschloss. Angela Davis kehrt also zurück an die Goethe-Universität, an deren Einfahrt der Pförtner vom Journalisten wohlwollende Berichterstattung über das Idol seiner Jugend einfordert.

Und wie verkauft die Uni dieses Ereignis? Nirgendwo ein Stand mit Devotionalien, mit Angela-Davis-T-Shirts und CDs mit dem Rolling-Stones-Song „Sweet Black Angel“, der dem Wirken der Heldin gewidmet ist. Bloß ein paar Plakate, die auf die Angela-Davis-Gastprofessur hin-



Angela Davis ist erste Inhaberin der nach ihr benannten Gastprofessur an der Goethe-Universität.

Foto dpa



Unter Freunden: Angela Davis 1973 bei den Weltjugendfestspielen in Ost-Berlin; vorne rechts neben ihr SED-Politbüromitglied Hermann Axen

Foto Barbara Klemm

weisen und ihre Vorträge, in denen kaum noch ein Platz zu bekommen sein dürfte. Nicht, dass Angela Davis den Eindruck erwecken würde, sie lege auf Heiligenverehrung Wert. Schon lange vor elf Uhr sitzt sie in dem Raum, in dem die Pressekonferenz stattfindet, und unterhält sich mit den Professorinnen des Cornelia-Goethe-Centrums, die zusammen mit dessen Förderkreis ihren Besuch möglich gemacht haben. Bis zum 13. Dezember wird sie in Frankfurt Vorträge und Seminare halten und alte Bekannte wiedertreffen: aus der Universität und aus der Wohngemeinschaft an der Adalbertstraße, in der sie Mitte der sechziger Jahre Quartier nahm. Davis erinnert sich gerne an diese Zeit: In der Auseinandersetzung mit dem Werk der „Frankfurter Schule“ habe sie viel für ihre spätere Arbeit gelernt.

So spricht kein Popstar, sondern eine Akademikerin mit dem Habitus, den man von einer emeritierten Professorin der University of California erwarten darf. Ein bisschen stolz ist sie aber schon, als

sie später von ihrer Begegnung mit einem etwa 16 Jahre alten schwarzen Mädchen erzählt, das ein Angela-Davis-T-Shirt anhatte. „Ich fragte sie: ‚Warum trägst du das?‘ Sie wusste nicht, wer ich war, und sagte: ‚Ich fühle mich damit stark. So, als ob ich alles erreichen könnte.‘“

Im nächsten Jahr wird Angela Davis siebzig. Ihre legendäre Afrofrisur ist nicht mehr so voluminös wie einst; sie trägt einen lila Pullover und einen schwarzen Schal. Vielleicht ist auch das ein politisches Statement der Frau, deren Ansehen in Soziologenkreisen vor allem darauf beruht, dass sie Forschungen zu ethnischer und sozialer Diskriminierung mit feministischen Theorien verknüpft.

In ihrer Geburtsstadt Birmingham, Alabama, hat Davis schon als Jugendliche rassistischen Terror erlebt. Als sie 1965 nach Frankfurt kam und eine Wohnung suchte, bekam sie zu hören, man vermiete nicht an Ausländer, wie sie in dem Pressegespräch erzählt. Besiegt sei der Rassismus auch heute noch nicht, und weil er sich in-

zwischen oft in gesellschaftlichen Strukturen verberge, sei er sogar gefährlicher als jener offene Hass, gegen den sie in ihren jungen Jahren gekämpft hat.

Der Rassismus ist in Davis' Gedankenswelt aber nur eine Manifestation des Welt Übels, das seine Wurzeln im Kapitalismus hat. Von 1968 bis 1991 war sie Mitglied der Kommunistischen Partei, zweimal stellte die Gruppierung sie als Kandidatin für das Amt des amerikanischen Vizepräsidenten auf. Was sie bei ihrem Besuch in Frankfurt sagt, lässt vermuten, dass sich an ihren Grundüberzeugungen seither wenig geändert hat. Sie sieht einen Zusammenhang zwischen dem Wachstum des „gefängnisindustriellen Komplexes“ mit 2,5 Millionen Häftlingen in den Vereinigten Staaten und dem dortigen Aufschwung des Kapitalismus in den achtziger Jahren. Und sie versteht auch nicht ganz die Aufregung über die NSA-Affäre: Es sei doch naiv gewesen zu glauben, dass die Politik ihres Landes weniger rassistisch und militaristisch werde, sobald ein Schwarzer Präsi-

dent sei.

All das trägt Davis nicht mit dem Furor der Umstürzlerin vor, sondern im freundlich-sachlichen Gelehrtenonfall. Gewiss wüsste sie auch originelle Dinge über die gefängnisindustriellen Komplexe in der ehemaligen Sowjetunion und in China zu sagen. Aber wenn schon Beispiele aus anderen Staaten gebraucht werden, dann verweist sie lieber auf die Mauern, mit denen sich die Israelis vor palästinensischem Terror zu schützen glauben, und darauf, dass dabei die gleiche Technik zum Einsatz komme wie in den amerikanischen Haftanstalten.

Es hätte wohl auch manchem im Saal die Laune verdorben, wäre an diesem Morgen in der Goethe-Uni die Rede auf die Widersprüche im Leben der Angela Davis gekommen, auf die Dissonanz zwischen ihrem wahrlich heldenhaften Kampf gegen Unterdrückung in ihrer Heimat und ihrer Bereitschaft, sich von sozialistischen Regimen für deren Propaganda-

zwecke einspannen zu lassen. Eine Journalistin wagt es immerhin, nach Davis' Erinnerungen an die untergegangene DDR zu fragen, die sie zum ersten Mal 1966 besucht hat. „Ich hatte damals nicht viel Geld, aber es reichte, um mir dort die gesammelten Werke von Marx und Engels zu kaufen“, berichtet die Bürgerrechtlerin. Dann erinnert sie sich gerührt an die vielen Solidaritätspostkarten, die sie aus der DDR erreichten, als sie von 1970 bis 1972 wegen – später gerichtlich widerlegten – Mordverdachts im Gefängnis saß. „Jahre später habe ich erwachsene Leute getroffen, die mir damals als Kind geschrieben haben.“ Bei so viel Nostalgie vergesse ich auch nüchterne Medienvertreter für einen Moment ihr kritisches Bewusstsein und spende dem Gast am Ende der Pressekonferenz Applaus. Der Uni-Pförtner soll sich nicht ärgern müssen.

Weitere Informationen zur Angela-Davis-Gastprofessur im Internet unter www.cgc.uni-frankfurt.de/angela-davis.

Mütter unter Gruppendruck

Leuzinger-Bohleber bei „Wissenschaft im Dialog“

Das Gespräch war ausführlich und intensiv, viele wissenschaftliche und praktische Facetten sind beleuchtet worden, doch am Schluss bricht es aus der jungen Mutter im Publikum noch einmal heraus. Es sei schier unmöglich, allen Ansprüchen gerecht zu werden, die heute an eine berufstätige Frau mit Kindern gestellt würden. Geld verdienen, toll aussehen, den Mann glücklich machen, die Wohnung in Schuss halten, den Alltag zwischen Büro, Kita und Spielplatz organisieren und es dann noch fertigbringen, den Kindern genügend Zeit, Liebe und Geborgenheit zu schenken.

Diese Situation dürfte vielen Müttern und so ähnlich auch Vätern bekannt vorkommen, und die emotionale Schilderung bestätigte, was Marianne Leuzinger-Bohleber schon zu Beginn des Gesprächs mit F.A.Z.-Herausgeber Werner D'Inka konstatiert hatte. Die Debatte um die Kleinkindbetreuung werde mit „heftigen, leidenschaftlichen Affekten“ geführt, sagte die Psychoanalytikerin. „Das zeigt, dass wir spüren, wie wichtig die ersten Monate im Leben eines Kindes sind.“ Die Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts war zu Gast in der Reihe „Wissenschaft im Dialog“, die mit Unterstützung der Polytechnischen Gesellschaft in der Historischen Villa Metzler stattfindet.

Säuglinge kämen eigentlich viel zu früh auf die Welt, sagt Leuzinger-Bohleber. Würden sie länger im Bauch bleiben, wären sie weniger hilfsbedürftig und verletzlich, hätten aber einen so großen Kopf, dass keine Frau sie gebären könnte. Die Natur habe Mütter so ausgestattet, dass sie auf die Bedürftigkeit des Kindes mit Zuwendung reagierten. Diese für eine gesunde Frau selbstverständliche Reaktion sei die richtige, da sie dem Kind erlaube, eine sichere Bindung zu entwickeln.

Die psychologische Forschung habe zwei unterschiedliche Motivationen bei



Marianne Leuzinger-Bohleber leitet das Sigmund-Freud-Institut für Psychoanalyse.

Foto Wolfgang Eilmes

schrieben, sagt Leuzinger-Bohleber: Bindung und Exploration. Die erste sei Voraussetzung der zweiten – nur ein Kind, das im ersten Lebensjahr Sicherheit erworben habe, könne später Lust entwickeln, die Welt zu entdecken. Solche Autonomie sei allerdings nicht mit der Selbstverständlichkeit zu verwechseln, mit der manche Kinder einen Abschied von den Eltern hinnähmen. Oft handle es sich lediglich um Passivität – „wenn man den Cortisol-Spiegel misst, sieht man, unter welchem Stress sie stehen“.

Nicht nur die Kinder, auch die Eltern leiden unter Stress. Sie merke es an den jungen Mitarbeiterinnen im Sigmund-Freud-Institut, sagt Leuzinger-Bohleber. Für die heutige, zumal die akademische und urbane Müttergeneration sei es selbstverständlich, weiter dem Beruf nachzugehen und die Kinder in einer Einrichtung betreuen zu lassen. Aus der Selbstverständlichkeit werde allerdings nicht selten Druck. Wenn sich eine Frau anders entscheide, dann heiße es, sie sei nicht emanzipiert, sie opere sich, falle zurück in ein altes Rollenbild. Eigene und fremde Erwartungen machten jungen Müttern um so mehr zu schaffen, als sie aus biologischen Gründen dünnhäutig, mithin empfänglich für Vorwürfe und Gewissensbisse seien.

Als Argument dafür, unter allen Umständen zu Hause bei den Kindern zu bleiben, will die Psychoanalytikerin die Befunde der Bindungsforschung allerdings nicht gelten lassen. Sie rate Frauen, auf ihre Gefühle zu hören und das zu machen, womit es ihnen gutgehe. Im Alter von einem Jahr entwickle das Kind ohnehin ein Interesse an der Welt, das durch die Eltern nicht mehr befriedigt werden könne. Bei Drei- bis Sechsjährigen habe die Forschung gezeigt, dass die kognitiven und sozialen Fähigkeiten stark vom Besuch einer Kindertagesstätte profitierten.

Aber selbst im ersten Lebensjahr müsse eine Trennung kein Trauma fürs Leben bedeuten, sagt Leuzinger-Bohleber. Bei einer depressiven Mutter sei das Kind auf andere Bindungen geradezu angewiesen. Ideal seien der Vater oder die Großmutter, auch Erzieherinnen könnten die Rolle übernehmen, allerdings sollte es nicht zu viele Bezugspersonen geben. Deshalb sei ein guter Betreuungsschlüssel in den Krippen wichtig. Eine Forderung, die bei den anwesenden Erzieherinnen auf Zustimmung stößt. Sie weisen allerdings noch auf etwas anderes hin: Manche Eltern nutzten die Öffnungszeiten der Kita scheinbar bedenkenlos von frühmorgens bis abends. „Wie können wir klarmachen, dass das für kleine Kinder zu lang ist, ohne gleich mit der Moral zu kommen?“, fragt eine Erzieherin. Leuzinger-Bohleber schlägt einfühlsame Gespräche vor, die auch die Lebenssituation der Familie berücksichtigen müssten. Nötig seien Geduld und Zeit, in der Psychoanalyse wie im Leben, und dann, fügt sie mit einer Wendung aus ihrer Schweizer Heimat hinzu, falle manchmal „der Zwanziger runter“.

trau.

Lernen, sich selbst toll zu finden

Nach dem Konflikttraining in der Arche Nordweststadt sollen Viertklässler selbstbewusst durch das Leben gehen

Es ist die erste Mutprobe an diesem Vormittag. Zwei dicke blaue Matten liegen übereinander auf dem Boden der Turnhalle. 20 Viertklässler der Erich-Kästner-Schule stehen rundherum. Sie lauschen Peter Wengler. Der Mann ist groß und kräftig. Seine hellen blauen Augen suchen immerzu Kontakt, unentwegt lächelt er die Kinder an. Schließlich sagt er: „Ihr müsst genau zuhören. Es kann ein bisschen gefährlich werden.“

Nicht Mathe oder Musik stehen heute auf dem Stundenplan, sondern Konflikttraining. Wengler erklärt, was es mit den beiden Matten auf sich hat. Dann zeigt er auf einen kleinen, schwarzhaarigen Jungen. Der löst sich aus dem Kreis. Seine Klassenkameraden bücken sich und heben die obere blaue Matte über ihre Köpfe. Der Junge legt sich mit dem Rücken auf die untere Matte und legt den Kopf auf die rechte Seite. Wengler sagt: „Ich zähle bis drei, und dann lassen wir alle die Matte runterfallen.“

Das Kommando kommt. Die Kinder ziehen ihre Hände weg, das blaue Teil saust hinab und begräbt den Jungen. Schnell heben die Mitschüler die Matte wieder an, er schlüpf lachend darunter hervor. „Cool“, ruft er, „ich will nochmal.“ Das Mädchen neben ihm lächelt. Gar nicht so schlimm, die Übung. Jetzt ist sie dran. Rauf auf die Matte, Kopf nach rechts, Hände flach und – wusch.

„Ich-Stärkungs-Training“ nennt Wengler das, was er an einem solchen Vormittag anbietet. „Ich-Stärkungs-Training bedeutet, dass ihr nicht nur andere, sondern auch euch selbst toll finden sollt.“ Wer selbstbewusst an der Bushaltestelle stehe, werde nicht dumm angequatscht. „Wer aber schüchtern ist, bekommt schneller Ärger.“

Dass es heute um Konflikttraining geht, liegt an einer Studie. Die Universität Bielefeld hat herausgefunden, dass Kinder sozial schwacher Familien öfter Gewalt erleben als Kinder aus anderen Elternhäusern. Daraufhin hat sich eine Stiftung des Bayer-Konzerns, die die Studie in Auftrag gegeben hatte, dazu entschlossen, an 13 Orten in Deutschland solche Programme für Schüler zu finanzieren. Als Partner suchte sich die Stiftung das Kinder- und Jugendhilfswerk

Arche aus. Zwei Standorte gibt es in Frankfurt, einen in der Nordweststadt, einen in Griesheim. Das Konzept der Arche ist in ganz Deutschland gleich: Jeder darf kommen, jedem wird zugehört. „Es gibt keine Hürden für die Kinder“, sagt Sozialpädagoge Jacco Scherer, „niemand muss sich anmelden oder einen Einkommensbescheid der Eltern vorlegen.“ Seit zwei Jahren arbeitet die Arche eng mit der Erich-Kästner-Schule zusammen.

In der Turnhalle teilt Wengler Filzstifte und Papier aus. „Was macht euch wütend, und was macht euch Angst?“ Die Kinder sollen es in zehn Minuten aufmalen. Die nächste Mutprobe verlangt, dass jeder vor

die Klasse tritt und selbstbewusst sein Bild vorstellt. „Selbstbewusst – wisst ihr, wie das geht?“ Wengler macht es vor. Er geht ein Stück zurück, hält kurz inne und schreitet zurück in die Mitte. Er drückt die Schultern durch, schaut jedem Kind nacheinander in die Augen und lächelt noch ein bisschen mehr als sonst.

Jetzt sind die anderen dran. Ein Mädchen mit schulterlangen braunen Haaren hat Angst vor Messern: Ihr Bild zeigt eine kleine Figur und ein riesiges Messer. Ein Mädchen mit Zöpfen wird wütend, wenn es hässlich genannt wird: Ihr Bild zeigt drei Kinder, die ein viertes, abseits stehende Kind hässlich nennen. Als sie das Gemalte erklärte, nicken zwei Mit-

schülerinnen. Auch sie haben so eine Szene gemalt. „Ich habe Angst, dass mich ein Mörder tötet“, sagt ein Junge, der einen grimmigen grünen Mann gemalt hat. Er drückt die Schultern zwar nicht durch, als er vorne steht, spricht aber laut und setzt sich schnell wieder hin.

Wer sich traut, vor anderen über seine Ängste zu reden, traut sich auch noch mehr, wie Wengler sagt. Wer Mut habe, könne sich auch einmal gegen die Gruppe stellen und sich für einen Klassenkameraden einsetzen. „Ich will, dass ihr niemanden ausgrenzt“, sagt Wengler. Das sei ihm besonders wichtig.

„Viele Schüler leben in finanziellen und vor allem emotionalen Notsituatio-



Mutprobe: Die Viertklässler sind begeistert vom „Ich-Stärkungs-Training“ mit Peter Wengler.

Foto Wonge Bergmann

nen“, erläutert Sozialpädagoge Jacco Scherer. Das Kinderhilfswerk Arche bietet an der Erich-Kästner-Schule ein kostenloses Mittagessen, Nachmittags- und Pausenbetreuung an. Dafür hat die Arche eigene Aufenthaltsräume im Schulhaus. „Für die Kinder in der Nordweststadt gibt es nur wenig Orte, an denen sie sich sicher aufhalten können“, meint Scherer. „Schon früh werden sie hier mit Kriminalität konfrontiert.“

Konflikttrainer Wengler schließt am Anfang immer einen Vertrag mit den Kindern. Auf einen Papierbogen an der Wand malt er ein fröhliches und ein trauriges Gesicht. Darunter listet er mit der Klasse auf, wie sie den Umgang miteinander wünschen. Spaß, helfen, Respekt stehen in der lachenden Hälfte, hauen, ärgern, ausgrenzen in der anderen. Die Viertklässler unterschreiben den Vertrag.

„Wer von euch hat manchmal Angst?“, will Wengler wissen. „Ich habe keine Angst“, ruft ein Junge aus der Ecke. Er fürchte sich vor gar nichts. „Jeder hat doch manchmal Angst“, sagt ein anderer leise. Das will der Trainer hören, das ist sein Stichwort. Er erzählt, wann er sich das letzte Mal gefürchtet habe. „Ich war auf einem Einsatz. Ihr müsst wissen: Ich bin nämlich Polizist“, sagt er. Die Kinder schauen ihn mit großen Augen an. Mehr als zwei Stunden war er einfach Peter, der Trainer mit den Mutproben, und jetzt soll er auf einmal Polizist sein?

„Das stimmt doch gar nicht“, sagt der Junge, der manchmal Angst hat, und zeigt auf den Schriftzug auf Wenglers Hemd. „I-GSK“ steht darauf – eine Abkürzung für „Institut für Gewaltprävention, Selbstbehauptung und Konflikttraining“, das im Auftrag der Stiftung des Bayer-Konzerns die Trainer stellt. „Wer glaubt, dass ich kein Polizist bin?“, fragt Wengler und schaut in die Runde. Fast die Hälfte der Kinder hebt den Arm.

Dann ist es Zeit für die letzte Mutprobe. Sie ist eigentlich nur eine Variation der ersten. Die zwei blauen Matten lehnen an der Wand. Drei Kinder quetschen sich dazwischen. Drei andere rennen gegen die äußere der Matten. Es klatscht, die Kinder lachen. Wengler nickt. Wozu Mut wichtig ist, haben sie heute gelernt.

AMNA FRANZKE